

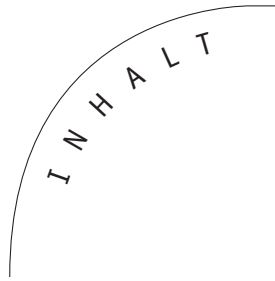
Bitte teilen Sie uns Änderungen Ihrer Anschrift rechtzeitig mit. Vielen Dank!



Iles Wirksam- und Sichtbarwerden des Glaubens, sei es im Rahmen der natürlichen Ordnungen oder sie überbietend, kann nicht gefordert, gemacht und organisiert werden. Es kann nur erwachsen aus einer Bewegung der Umkehr. Und zwar einer Bewegung der Umkehr in der Christenheit selbst: in Erkenntnis und Bekenntnis des eigenen Versagens, der Halbheit und falscher Kompromissbereitschaft, und in einer von Gott geschenkten Erneuerung der „ersten Liebe“.

Helmut Burkhardt





Evangelische Sammlung in Württemberg



Inhalt

Was uns bewegt	<i>Werner Schmückle</i>	3
Offener Brief der Altlandesbischöfe		6
Milieus - Kirche – Gottesdienst	<i>Werner Schmückle</i>	9
Außenstehende erreichen – Freizeit- und Eventgesellschaft als landeskirchliche Herausforderung	<i>Johannes Bräuchle</i>	14
Einladung zur Landesversammlung 2011		
Kompetent für die Mission in der Region - das EKD-Reformzentrum für Mission in der Region stellt sich vor	<i>Daniel Hörsch</i>	18
Auch Schmuttelkinder haben Träume	<i>Fulbert Steffensky</i>	21
Erwachsen glauben	<i>Maike Sachs</i>	26



Was uns bewegt

Werner Schmückle



Liebe Freunde
der Evangelischen Sammlung!

Lassen Sie mich zwei Punkte aufgreifen, die zurzeit viele Gemüter bewegen und in vielen Gesprächen mit Landessynodalen der Lebendigen Gemeinde hin und her im Land eine wichtige Rolle spielen:

Gleichgeschlechtliche Partnerschaften

Durch entsprechende Berichte über den Paragraphen 39 des neuen Pfarrerdienstgesetzes der EKD ist eine belastende Diskussion über homosexuelle Partnerschaften im Pfarrhaus entstanden.

IDEA hatte in zwei Ausgaben behauptet, die „pietistisch – evangelikalen Synodalen aus Württemberg“ hätten einem EKD – Pfarrerdienstrecht zugestimmt, in dem in Paragraph 39 geregelt sei, „dass auch gleichgeschlechtliche Partner zusammen im Pfarrhaus leben dürfen, wenn ihre Landeskirche dem zustimmt“. Diese Behauptung entspricht nicht den Tatsachen.

Der Text, dem die Synodalen zugestimmt haben, trägt die Überschrift § 39 Ehe und Familie und hat im Absatz (1) folgenden Wortlaut:

(1) Pfarrerrinnen und Pfarrer sind auch in ihrer Lebensführung im familiären Zusammenleben und in ihrer Ehe an die Verpflichtungen aus der Ordination gebunden. Hierfür sind Verbindlichkeit, Verlässlichkeit und gegenseitige Verantwortung maßgebend.

Im ursprünglichen Gesetzesentwurf, der auch dem Rechtsausschuss der Württembergischen Landessynode zur Vorbereitung vorgelegen hat, gab es unter Absatz (5) einen solchen Passus über gleichgeschlechtliche Partnerschaften. Nach der Beratung des Entwurfs im Rechtsausschuss gab es klare Signale aus Württemberg, dass ein entsprechender Passus im Pfarrerdienstrecht für die Württembergische Kirche nicht akzeptabel gewesen wäre. Unter anderem auf Grund dieser Rückmeldung wurde der entsprechende Passus aus dem Gesetzestext der EKD herausgenommen.

IDEA beruft sich bei seinen Berichten auf die Begründung zum § 39. Hier wird § 39 so ausgelegt, dass „gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften“ der Ehe von Mann und Frau gleichwertig seien und darum auch in solchen Partnerschaften

lebende Pfarrerinnen und Pfarrer ordiniert und zum Pfarrdienst zugelassen werden könnten, wenn sie ihre Beziehung in gleicher „Verbindlichkeit, Verlässlichkeit und gegenseitiger Verantwortung“ leben, wie dies für Ehepartner „maßgebend“ ist. Dass dies in die Begründung Eingang gefunden hat, kann nur bedauert werden und findet auf keinen Fall Zustimmung bei den Synodalen der Lebendigen Gemeinde.

Acht frühere Landesbischöfe, u.a. auch Theo Sorg und Dr. Gerhard Maier haben sich im Januar in einem Offenen Brief an alle Synodalen der Gliedkirchen der EKD gewandt und die eindringliche Bitte ausgesprochen, wenn das Gesetz den Synoden zur Zustimmung vorgelegt wird, „nur dem Wortlaut von § 39 dieses Gesetzes zuzustimmen, nicht jedoch der beigefügten „Begründung“, die als solche keine Gesetzeskraft hat“. Ich bin sehr froh über den hilfreichen Brief dieser Bischöfe. (s. S.6ff)

Auch in Württemberg gibt es Kräfte, die auf eine Gleichstellung und Segnung solcher Partnerschaften hinarbeiten. Im Landesvorstand der Sammlung haben wir über solche Tendenzen gesprochen und können sie auf keinen Fall gutheißen. Die Evangelische Sammlung hat Mitte der neunziger Jahre ein Arbeitspapier „Homosexualität und christlicher Glaube“ veröffentlicht. Die einleitenden Bemerkungen dieses Papiers sind im Blick auf den Umgang mit diesen Fragen weiterhin bedenkenswert:

Die Frage der Homosexualität darf nicht isoliert betrachtet werden, sondern muss in den gesellschaftlichen und geistesgeschichtlichen Zusammenhängen gesehen werden, in denen wir heute leben.

Es gab in unserer Geschichte und gibt in unserer Gesellschaft eine Verurteilung der Homosexualität aus Motiven, die nicht christlich sind: Diese Lebensform erscheint als das Andersartige und Fremde, das die Abwehr der anderen herausfordert... Ein solches „Feindbild“ kann keine Grundlage für den Umgang mit homosexuellen Menschen sein.

Für Christen kann sich eine angemessene Urteilsbildung nur vollziehen im Hören und Bedenken der entsprechenden biblischen Aussagen.

Die Forderung nach Gleichstellung und Gleichberechtigung der homosexuellen Lebensweise muss als Ausdruck einer postmodernen Beliebigkeit und Gleichgültigkeit aller Lebensformen gesehen werden. Sie ist Symptom einer tiefgehenden Krise von Kirche und Gesellschaft.

Vorgezogener Ruhestand für Pfarrerinnen und Pfarrer

In Zusammenhang mit dem Einsparpaket in Höhe von 10 Millionen Euro hat die Landessynode ein Gesetz beschlossen, das Pfarrerinnen und Pfarrern ermöglicht, schon ab 60 Jahren ohne den üblichen Versorgungsabschlag in den Ruhestand zu treten, wenn dieser Zuruhesetzung kein kirchliches Interesse entgegensteht. Bei vielen Gemeindegliedern stößt dieser Beschluss zunächst auf Unverständnis.

Es ist aber so, dass es zurzeit in unserer Kirche im Pfarrdienst etwa 100 Personen mehr als Planstellen gibt. Die neue Regelung kann, wenn sie entsprechend in Anspruch genommen wird, zur Einsparung von Personalkosten in Millionenhöhe führen. Dies gibt der Landeskirche die Möglichkeit, dass auch in Zukunft junge Kolleginnen und Kollegen in den Pfarrdienst aufgenommen werden können, die dann für die Versorgung der Gemeinden dringend gebraucht werden. Das Gesetz dient damit langfristig auch den Interessen der Gemeinden. Es wird außer Kraft gesetzt werden, wenn die notwendigen Einsparungen erreicht sind.

Thema dieses Heftes sind die Milieus in der Gesellschaft und ihre Bedeutung für unsere Kirche und den Gottesdienst. Bestimmte Milieus werden von der Kirche kaum erreicht. Für die Kirche und die Gemeinden ist dies eine große missionarische Herausforderung. Wir werden uns Gedanken machen müssen, wie wir Zugang zu Menschen in den kirchenfernen Milieus finden können.

Liebe Leserinnen und Leser, ich danke Ihnen für Ihr Interesse und die Unterstützung der Evangelischen Sammlung und wünsche Ihnen Gottes Segen und Geleit!

Ihr

Werner S. S. S.



im Januar 2011

An alle Mitglieder der Synoden der Evangelischen Kirche in Deutschland Betr. § 39 Pfarrdienstgesetz der EKD

Verehrte Schwestern und Brüder!

Bevor das neue Pfarrdienstgesetz der EKD, das nach dem Beschluss der EKD-Synode in Hannover (7. – 10.11.2010) am 1. Januar 2011 in Kraft tritt, Ihrer Synode zur Zustimmung vorgelegt wird (§ 120,2), bitten die unterzeichneten Alt-Bischöfe Sie eindringlich, nur dem Wortlaut von § 39 dieses Gesetzes für Ihre Landeskirche zuzustimmen, nicht jedoch der beigefügten „Begründung“, die als solche keine Gesetzeskraft hat.

§ 39.1 steht unter der Überschrift „Ehe und Familie“ und hat folgenden Wortlaut: „Pfarrerinnen und Pfarrer sind auch in ihrer Lebensführung im familiären Zusammenleben und in ihrer Ehe an die Verpflichtungen aus der Ordination (§ 3 Absatz 2) gebunden. Hierfür sind Verbindlichkeit, Verlässlichkeit und gegenseitige Verantwortung maßgebend.“

Diese Gesetzesbestimmung kann nur so verstanden werden, dass sie sich auf das „familiäre Zusammenleben“ von Ehepaaren miteinander und auf den verantwortlichen Umgang mit ihren Kindern bezieht. Das entspricht der Heiligen Schrift als der alleinigen Grundlage und Norm alles christlichen und kirchlichen Lebens, die so auch und insbesondere dem gesamten Dienst der Pfarrerinnen und Pfarrer alleinmaßgeblich zugrunde liegt, der ihnen in der Ordination übertragen ist, und dessen

glaubwürdige Ausübung durch ihre Lebensführung „nicht beeinträchtigt“ werden darf (§ 3.2). Dass daran auch im neuen Pfarrdienstgesetz eindeutig und klar festgehalten wird, ist heute im Blick darauf besonders wichtig und begrüßenswert, dass sich in der Praxis unserer Gesellschaft Gewohnheiten und Normen der Lebensführung verändert haben, sodass sie den biblischen Normen der Kirche weithin widersprechen. Diese werden aber leider auch im Bereich unserer Kirchen selbst vielfach nicht mehr ernst genommen – bis hinein in die Lebenspraxis mancher Pfarrer.

Das zeigt sich jetzt in der „Begründung“ zum Pfarrdienstgesetz der EKD. Hier wird § 39 so ausgelegt, dass „gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften“ der Ehe von Mann und Frau gleichwertig seien und darum auch in solchen Partnerschaften lebende Pfarrerinnen und Pfarrer ordiniert und zum Pfarrdienst zugelassen werden könnten, wenn sie ihre Beziehung in gleicher „Verbindlichkeit, Verlässlichkeit und gegenseitiger Verantwortung“ leben, wie dies für Ehepartner „maßgebend“ ist. Den Gliedkirchen der EKD bleibe es überlassen, entsprechende Regelungen für ihren Bereich durch ein Kirchengesetz („im Rahmen des § 117“) zu beschließen.

Dass dies nur in der Begründung zu § 39 steht, nicht jedoch im Gesetzestext selbst, der vielmehr in seinem Wortlaut solcherlei Ausweitungen ausschließt, ist denjenigen Mitgliedern der EKD-Synode zu danken, die in den intensiv geführten Auseinandersetzungen um § 39 dafür gekämpft und es schließlich erreicht haben, dass jegliche Erwähnung von „Eingetragenen Partnerschaften“ und „gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften“ aus dem Wortlaut des § 39 herausgenommen worden sind und lediglich in der „Begründung“ ihren Platz gefunden und damit ihre Rechtskraft verloren haben. Umso wichtiger wird es jetzt, dass die Synoden der Gliedkirchen den § 39 in seinem strikt formulierten Wortlaut beschließen und dem Wink der „Begründung“ nicht folgen, die Möglichkeit der Ordination und Anstellung von Pfarrerinnen und Pfarrern, die in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften leben, durch ein eigenes Kirchengesetz zu beschließen, wie dies einige Gliedkirchen bereits getan haben.

Der Gegensatz zwischen den Gliedkirchen in dieser Sache darf aber jetzt nicht aufgehoben, er muss vielmehr ausgehalten und in verantwortungsvoller Auseinandersetzung redlich und offen ausgetragen werden. Denn es geht dabei im Grunde um nichts Geringeres als um die Frage, ob evangelische Kirchen darauf bestehen, dass die Heilige Schrift die alleinige Grundlage für den Glauben und das Leben ihrer Mitglieder und für den Dienst und die Lebensführung ihrer ordinierten Pfarrerinnen und Pfarrer bleibt, oder ob eine Landeskirche nach der anderen eine Angleichung an die in der Gesellschaft

üblich gewordenen Lebensformen für so wichtig halten, dass sie dafür die Orientierung an der Heiligen Schrift aufgeben bzw. aufweichen.

Zur Begründung sind vor allem drei biblische Aussagen anzuführen, die im Ganzen der Bibel von zentraler Bedeutung sind. Nach Römer 1,26f. gehört gleichgeschlechtliches Zusammenleben in exemplarisch hervorgehobener Weise zu den Gottwidrigen Verhaltensweisen, denen „die Offenbarung des Zorn(-gerichts) Gottes“ gilt (Römer 1,18). Wo Menschen anstelle der „natürlichen Lebensweise“ des Verkehrs von Mann und Frau (1. Mose 1,27f.) „in einer widernatürlichen Lebensweise des Verkehrs von Frauen mit Frauen und Männern mit Männern“ leben, da verlassen sie die gute Ordnung des Schöpfers für alle Menschen. Nach 1. Kor. 6,9f. und 1. Tim. 1,10 schließt gleichgeschlechtliches Zusammenleben wie alles andere gerechtigkeitswidrige Tun von der Teilhabe an Gottes Reich aus. Man kann diesen Aussagen weder durch die Annahme ausweichen, hier gehe es lediglich um den Verkehr mit Lustknaben in den antiken Tempeln, nicht aber um verantwortungsvoll gelebte Homosexualität, noch durch das Urteil, es handle sich um eine der mancherlei Angelegenheiten der damaligen Vergangenheit, die heute ihre Gültigkeit verloren hätten – wie z.B. das Verbot für Frauen, im Gottesdienst zu predigen (1. Kor. 14,34f.). Das Erste ist durch die grundsätzliche Formulierung des Apostels in Römer 1,18-27 ausgeschlossen, das Zweite vor allem durch das Gewicht des Ausschlusses vom Heil des Reiches Gottes, das bei dem Predigtverbot für Frauen natürlich fehlt. Solcherlei Um- und Zu-

rechtdeutungen so gewichtiger Aussagen der Heiligen Schrift sind weder Christen erlaubt noch helfen sie dazu, eine an die Lebensweisen der heutigen Welt angeglichene Praxis in der Kirche Christi zu rechtfertigen. Hier gilt ganz einfach die Warnung aus dem Lutherlied: „Das Wort sie sollen lassen stehen!“

Wenn in der heutigen Gesellschaft gleichgeschlechtliches Zusammenleben in „Eingetragener“ oder freier Partnerschaft vielfach als eine durchaus natürliche Weise, seine Geschlechtlichkeit zu leben, gilt und ihre Gleichstellung mit der Ehe von Mann und Frau als Menschenrecht gefordert wird, so gibt es dafür sicherlich Gründe, die auch von Christen, die dies bestreiten, gehört und in ihrer Gewichtigkeit erwogen werden sollten. Aber das Gleiche gilt auch umgekehrt: Die Gründe der Heiligen Schrift, mit denen die Kirche Homosexualität als widernatürlich und schöpfungswidrig zu beurteilen hat, sollten auch von denen ernst genommen werden, die sie ihrerseits ablehnen. Eine freie Gesellschaft muss eine freie, kontrovers geführte Diskussion darüber ertragen, ohne dass im Hin und Her Feindseligkeiten entstehen, die leicht zu Gewaltmentalitäten eskalieren können. Wenn die Ordnung der Kirche eine Ordination gleichgeschlechtlich Lebender und ihre Aufnahme in den pfarramtlichen Dienst ausschließt, so bedeutet das keineswegs, dass diesen damit ihre Menschenwürde abgesprochen würde. Aber wenn die Kirche an dieser Ordnung als einer Ordnung Gottes und nicht als starrsinnige Traditionalität von Menschen festhält, dann sollte ihr Recht dazu nicht im Namen von allgemeinen Menschenrechten bestritten werden.

Mehr denn je gewinnt heute die Aufforderung im Ersten Petrusbrief (3,15) hohe Aktualität: „Den Herrn Christus haltet heilig in euren Herzen, allezeit bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der von euch Auskunft fordert über die Hoffnung, die in euch ist!“ Aber das kann nur so geschehen, dass „ihr euch nicht dazu bringen lasst, euch der Lebensgestaltung dieser Weltzeit anzugleichen, sondern verändert euch durch Erneuerung des Denkens, um richtig darüber zu urteilen, was Gottes Wille ist: das Gute, das, was Gott (von euch) will, und das, was vollkommen ist“ (Römer 12,2).

Wir bitten Sie, verehrte Synodenmitglieder, herzlich und dringlich, diesen Brief, den wir an Sie richten, bei Ihrer Entscheidung in der Sache des Pfarrdienstrechts entsprechend zu berücksichtigen. Im übrigen sollten Sie auch ernst nehmen, dass mit der Annahme dieses Pfarrdienstgesetzes im Sinne der „Begründung“ jeder Fortschritt zu ökumenischer Gemeinschaft mit der katholischen und den orthodoxen Kirchen sowie auch mit einigen lutherischen Kirchen in der Welt blockiert sein würde.

gez. *Eduard Berger, Bischof a. D.,
Heinrich Hermanns, Landesbischof i. R.,
Jürgen Johannesdotter, Landesbischof
und Beauftragter für den Kontakt zu den
Kommunitäten, Schwestern- und Bruderschaften*
*Dr. Werner Leich, DD, Bischof em.,
Dr. Gerhard Maier, Landesbischof i. R.,
Dr. Gerhard Müller, Landesbischof i. R.,
Dr. Theo Sorg, Landesbischof i. R.,
Dr. Ulrich Wilckens, Bischof i. R.,
Kontakt: Prof. em. Dr. Ulrich Wilckens,
Wakenitzstr. 38, 23564 Lübeck*

Werner Schmückle



Milieus - Kirche - Gottesdienst

Allenthalben ist davon die Rede, dass sich unsere Gesellschaft in ganz unterschiedliche Milieus ausdifferenziert. Muss man sich in der Kirche auf die Frage nach den Milieus einlassen? Welcher Erkenntnisgewinn ist dadurch zu erwarten? Das gerade erschienene Handbuch zum EKD - Projekt „Kurse zum Glauben“ bezieht die Milieuperspektive ausdrücklich in seine Überlegungen im Blick auf die Adressaten von Glaubenskursen mit ein und formuliert: „Milieustudien stellen eine Wahrnehmungshilfe für die sich ständig wandelnden sozialen Kontexte dar. Sie dienen dazu, die Sensibilität für die Lebenswelten und Lebensstile verschiedener Menschen zu schärfen.“ (S.84)

Milieus in der Erlebnisgesellschaft

Der Soziologe Gerhard Schulze (geb. 1944) hat in seinem Buch „Die Erlebnisgesellschaft“ im Jahr 1992 den Milieubegriff in die Diskussion eingeführt. Die Menschen eines Milieus verbinden bestimmte Lebensstilmerkmale, gemeinsame Vorlieben und gemeinsame Abneigungen. Zwischen Angehörigen verschiedener Milieus gibt es kaum Verbindungen. Er hat damals fünf soziale Milieus unterschieden, die je auch ihre bestimmten Erwartungen an Kirche und Gottesdienst mitbringen.

Im Bereich der über Vierzigjährigen finden sich bei Schulze drei Milieus: (1) Das *Niveaumilieu*. Zum ihm zählt das Kulturbürgertum mit einer Vorliebe für hochkulturelle Erlebnisprojekte. Sie wünschen sich eine kultivierte Kirche und einen qualitativ hochwertigen Gottesdienst, der ihren kulturellen Erwartungen entspricht.

(2) Das *Harmoniemilieu*, bestehend aus einem Kleinbürgertum, das die geordneten Verhältnisse liebt. Für diese Menschen soll die Kirche bleiben wie sie immer war. Gottesdienst wird als gute Gewohnheit erlebt und als seelsorgerlicher Raum gewünscht.

(3) Das *Integrationsmilieu* steht dazwischen. Zu ihm gehören Menschen mit mittlerer Bildung und mittlerem Einkommen. Die meisten Menschen, die sich in der Kirche engagieren, kommen aus diesem Milieu. Sie wünschen sich eine freundliche Kirche, in der man nette Leute trifft. Ihre Vorstellung von Gottesdienst entspricht am ehesten dem normalen Gottesdienst am Sonntagmorgen. Zwei Milieus siedelte Schulze im Bereich der unter Vierzigjährigen an:

(4) Das *Selbstverwirklichungsmilieu* besteht aus Menschen mit höherer Bildung. Diese Menschen suchen Abwechslung und Selbstverwirklichung, sie sind offen für

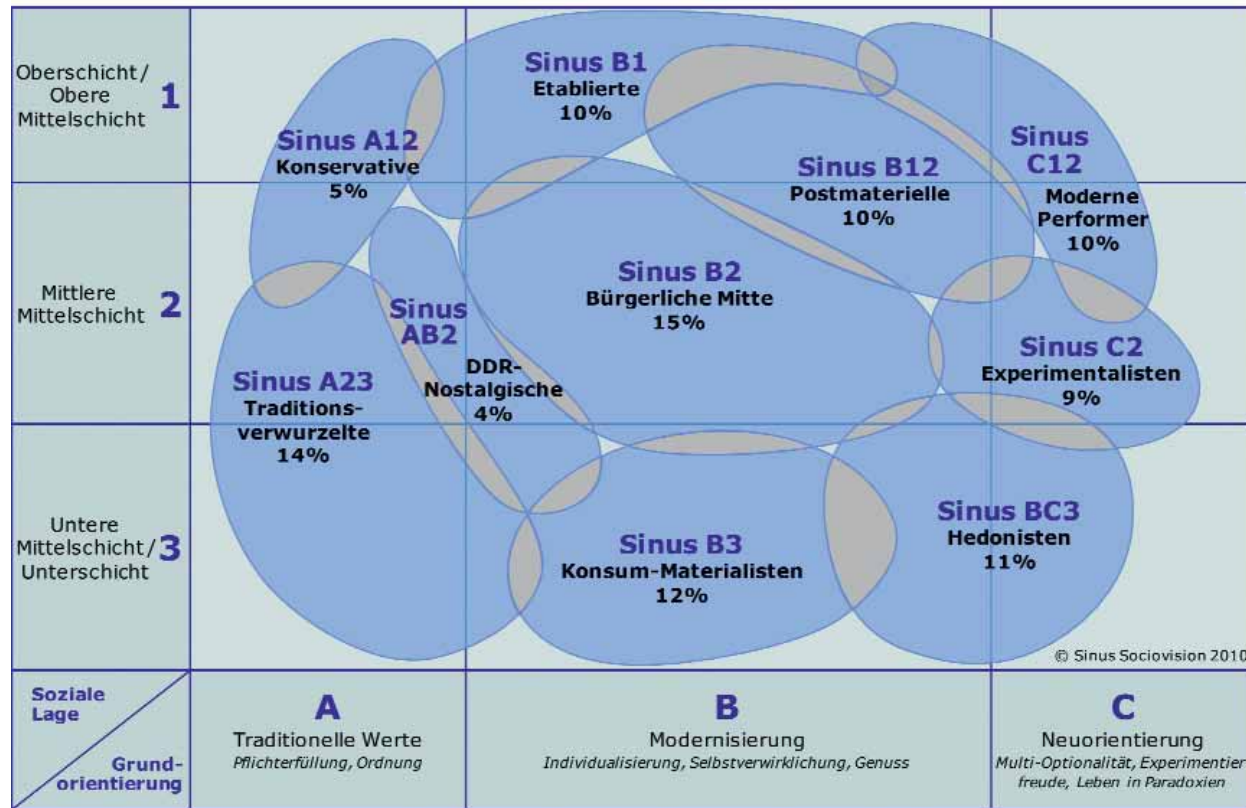
Neues. Sie wünschen sich eine aktive Kirche, aber auch Räume der Kontemplation. Für dieses Milieu sollte der Gottesdienst Mitgestaltungsmöglichkeiten bieten, aber auch Angebote zur Meditation.

(5) Das zweite junge Milieu ist das Unterhaltungsmilieu. Zu ihm gehören vor allem Menschen mit niedrigen Bildungsabschlüssen. Man lebt freizeitorientiert und will das Leben genießen. Fußballstadien, Kinos oder Diskotheken sind die Orte, an denen sich Menschen dieses Milieus zu Hause fühlen. Wenn man mit der Kirche überhaupt etwas „am Hut hat“, dann wünscht man sich eine Kirche, in der etwas los ist und in der es abgeht. Der Gottesdienst müsste Unterhaltung bieten. Hochzeiten oder Taufen wünscht man sich so, wie man sie in amerikanischen Filmen zu sehen bekommt.

Die Milieus der Sinusstudie

Inzwischen hat sich die Sicht auf die Milieus weiter ausdifferenziert. Verschiedene Milieutheorien stehen nebeneinander. Am bekanntesten ist die Milieustudie des Sinusinstituts aus dem Jahr 2001. Dort werden zehn verschiedene Milieus unterschieden. Diese Milieus werden entsprechend der sozialen Lage und ihrer Grundorientierung in einer Grafik zugeordnet.

Die Sinus-Milieus® in Deutschland 2010 Soziale Lage und Grundorientierung



In der Vertikalen der Grafik ist die soziale Lage verzeichnet:

Oberschicht/ Obere Mittelschicht
Mittlere Mittelschicht
Untere Mittelschicht/ Unterschicht.
Auf der Horizontalen der Grafik sind Grundorientierungen abgebildet.

Sie reichen von (A) Traditionellen Werten über (B) Modernisierung bis (C) Neuorientierung.

Die einzelnen Milieus werden folgendermaßen zugeordnet und beschrieben:
1) Beim Milieu der *Konservativen* handelt es sich um das alte deutsche Bildungsbürgertum. Kennzeichen sind eine konserva-

tive Einstellung im Blick auf kulturelle Werte, eine humanistisch geprägte Pflichtauffassung und gepflegte Umgangsformen. Dieses Milieu hat eine traditionelle Grundorientierung und reicht von der Oberschicht bis in die mittlere Mittelschicht. Zu diesem Milieu gehören 5% der Bevölkerung.

2) Das Milieu der *Traditionsverwurzelten* besteht aus der Sicherheit und Ordnung liebenden Kriegsgeneration. Es ist in der kleinbürgerlichen Welt bzw. in der traditionellen Arbeiterkultur verwurzelt und reicht von der Mittleren Mittelschicht bis in die Unterschicht. Dieses traditionellen Werten verbundene Milieu besteht aus 14% der Bevölkerung.

3) Zum Milieu der *DDR-Nostalgischen* gehören die resignierten Wende- Verlierer. Sie halten fest an preußischen Tugenden und altsozialistischen Vorstellungen von Gerechtigkeit und Solidarität. Sie gehören vor allem zur Mittleren Mittelschicht und bewegen sich in der Grundorientierung zwischen traditionellen Werten und Modernisierung. Zum Milieu gehören 4% der Bevölkerung.

4) Zum Milieu der *Etablierten* gehört das selbstbewusste Establishment, das von Erfolgs- und Machbarkeitsdenken geprägt ist. Die Etablierten gehören zur Oberschicht bzw. oberen Mittelschicht und haben die Modernisierung als Grundorientierung. Es handelt sich um 10% der Bevölkerung.
5) Das Milieu der *Postmateriellen*

ist das aufgeklärte Nach-68er-Milieu mit liberaler Grundhaltung, postmateriellen Werten und intellektuellen Interessen. Das Milieu reicht von der Oberschicht bis in die mittlere Mittelschicht und hat als Grundorientierung die Modernisierung. Zum Milieu gehören 10% der Bevölkerung.

6) Zu den *Modernen Performern* gehört die junge, unkonventionelle Leistungselite. Angehörige dieses Milieus leben intensiv, haben vielfältige Wahlmöglichkeiten im Blick auf die Lebensgestaltung, sind flexibel und mit den neuen Medien vertraut. Dieses Milieu reicht von der Oberschicht bis in die Mittlere Mittelschicht und hat die Neuorientierung als Grundorientierung. 10% der Bevölkerung gehören zu diesem Milieu.

7) Das Milieu der *Bürgerlichen Mitte* strebt nach beruflicher und sozialer Sicherheit, nach gesicherten und harmonischen Verhältnissen. Es findet sich in der Mittleren Mittelschicht und hat als Grundorientierung die Modernisierung. 15% der Deutschen gehören zu diesem Milieu.

8) Zum Milieu der *Konsum-Materialisten* gehört eine stark materialistisch geprägte Unterschicht. Sie haben das Bestreben, Anschluss zu halten an die Konsum-Standards der breiten Mitte und wollen so soziale Benachteiligungen kompensieren. Diese Menschen gehören zur Unteren Mittelschicht bzw. Unterschicht und haben als Grundorientierung die Modernisierung. 12% der Bevölkerung gehören zu diesem Milieu.

9) Zu den *Experimentalisten* gehören Angehörige einer extrem individualistisch geprägten Lebewelt. Ihr Lebensstil ist geprägt von ungehinderter Spontaneität und von Widersprüchen. Angehörige die-

ses Milieus gehören zur Mittleren Mittelschicht und haben als Grundorientierung die Neuorientierung. 9% der Deutschen gehören zu diesem Milieu.

10) Zum Milieu der *Hedonisten* gehört die spaßorientierte Untere Mittelschicht bzw. Unterschicht. Ihr Kennzeichen ist die Verweigerungshaltung gegenüber Konventionen und Verhaltenserwartungen der Leistungsgesellschaft. Ihre Grundorientierung bewegt sich zwischen Modernisierung und Neuorientierung. 11% der Bevölkerung gehören zu diesem Milieu.

Sinus – Milieus und Kirche

Vom Sinus Institut, Heidelberg, wurde die Verwurzelung der Katholischen Kirche in den verschiedenen Milieus erforscht. Es wurde z.B. gefragt: „Wie wichtig ist Gott in ihrem Leben?“ Dabei ergaben sich für die einzelnen Milieus folgende Prozentwerte:

Konservative 73%; Traditionsverwurzelte 60%; Etablierte 49%; Postmaterielle 45%; Bürgerliche Mitte 37%; DDR-Nostalgische 36%; Hedonisten 36%; Konsum-Materialisten 32%; Moderne Performer 21%; Experimentalisten 15%.

Aus den Werten ergibt sich, dass die Katholische Kirche nur noch zu den Milieus der Konservativen, Traditionsverwurzelten und Etablierten wirklich Zugang hat. Für die evangelische Kirche wird wohl entsprechendes gelten. Man vermutet, dass sie nur bei der Bürgerlichen Mitte bessere Werte erreicht. Deutlich ist, dass die Kirche die Menschen in den modernen Oberschicht-Milieus und in den Unterschichtmilieus kaum erreicht. Das kann der Kirche und den Gemeinden in unserer Kirche nicht gleichgültig sein. Denn Gott

„will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“ (1.Tim 2,4). Die Menschen in kirchenfernen Milieus stellen eine missionarische Herausforderung dar. Bereits 1999 wurde in der Kundgebung der EKD – Synode von Leipzig formuliert: „Mit der Pluralisierung nimmt die Verschiedenheit der Adressaten der christlichen Verkündigung zu. Wir müssen unser Bewusstsein für die Notwendigkeit einer adressatenorientierten, spezifischen Verkündigung von Gottes guter Nachricht schärfen.... Wir müssen auf sie (die Menschen) zugehen und mit der christlichen Botschaft in den Lebenszusammenhängen der dem Glauben fern gerückten oder entfremdeten Menschen gegenwärtig sein.“ Kirchengemeinden tun sich mit dieser Aufgabe schwer. Die Hürden zur Überwindung von Milieugrenzen sind hoch. Eigentlich braucht es dazu Mitarbeiter, die selber einem solchen Milieu angehören.

Milieus und Gottesdienst

Der Gottesdienst (einschließlich der Kasualien) ist immer noch die Veranstaltung, über die Menschen am ehesten Kontakt mit der Kirche bekommen. Aber auch unser normaler Gottesdienst ist eine Milieuveranstaltung, getragen und besucht von Menschen aus bestimmten Mittelschicht-Milieus.

Michael Herbst ist recht zu geben, wenn er feststellt: „Jedenfalls wird angesichts der Pluralisierung der Lebensformen ein einziger Gottesdiensttyp nicht mehr ausreichen, wenn eine Kirche Volkskirche als Kirche für das ganze Volk sein will.“ Muss dann eine Kirchengemeinde für je-

des Milieu einen eigenen Gottesdienst anbieten? Nicht nur für die fünf von Schulze beschriebenen Milieus, also einen kulturell hochstehenden Gottesdienst, einen seelsorgerlich bestimmten Gottesdienst, einen „normalen“ Sonntagsgottesdienst, einen Mitmach- oder einen Meditationsgottesdienst oder einen Gottesdienst-Event mit Unterhaltungswert, sondern Gottesdienste für die zehn verschiedenen Sinus-Milieus?

Dass dies eine Gemeinde gar nicht leisten kann, liegt auf der Hand. Und was würde dann aus dem Gottesdienst als der Mitte des Gemeindelebens?

Und doch: Selbstgenügsamkeit hilft nicht weiter. Auch den Glauben kann man nicht anders ausdrücken als in milieuspezifischer Weise. Wer das Evangelium nicht in seiner Sprache hören kann, wer nicht sieht, welche Bedeutung es für seine Lebenswirklichkeit hat, wird es vermutlich kaum verstehen.

Die Lösung müsste wohl in einer Doppelstrategie liegen: Zum einen in der Wertschätzung des sonntäglichen normalen Gottesdienstes, der einladender und verständlicher gestaltet werden sollte. Zum anderen wohl in der Entwicklung von Angeboten milieuspezifischer Gottesdienste in einer Region, durch die man der missionarischen Herausforderung im Blick auf die Milieus besser gerecht werden kann.

Eine Gemeinde kann nicht alles machen, aber verschiedene Gemeinden könnten verschiedene durchaus milieuspezifische Gottesdienste für eine bestimmte Region entwickeln.

Muss man sich in der Kirche auf die Frage nach den Milieus einlassen? Ja!

Johannes Bräuchle



Außenstehende erreichen – Freizeit- und Eventgesellschaft als landeskirchliche Herausforderung

Ob in unserer heutigen immer säkularer gegründeten Gesellschaft das Wort „missionarisch“ und seine Bedeutung verstanden wird, darf bezweifelt werden. Dass aber missionarisches Handeln der Kirche zu einer Überlebensfrage der landeskirchlich organisierten Gemeinde Jesu Christi geworden ist, stelle ich als These zur Diskussion.

Wenn in unserer Bevölkerung in Stadt und Land das Wort „missionarisch“ nicht mehr verstanden wird, dann aber sicherlich die Worte „kundenfreundlich und sprachfähig“, „serviceorientiert“, „präsent und kontaktbereit“.

Hilfreich für das Bereitsein, sich auf neues Denken einzulassen sind allemal die Sätze des Apostel Paulus in 1. Kor 9, 16-23, die in seiner Zielangabe gipfeln: „...damit ich möglichst viele gewinne“. Unsere sich entleerenden Sonntagvormittagsgottesdienste lehren uns, dass wir die Orte suchen und finden müssen, wo die Menschen ihr „Sonntagsfeeling“ haben. Aus der Menge der Möglichkeiten beschreibe ich im Folgenden solche Orte, die sich dafür eignen, den Kontakt zu kirchenfernen Menschen aufzunehmen, und Ihnen eine Perspektive zu eröffnen, Kirche als sinnstiftenden Ort kennenzulernen.

Mit dem Motorrad unterwegs

Ein gestresster Geschäftsführer einer großen mittelständischen Firma in LE, den ich auf der Messe kennengelernt habe, sagt mir: „Für mich ist Sonntag, wenn ich auf mein Motorrad steige und losfahre.“ Eines Tages lud er alle Firmenkunden, die in ihrer Freizeit Motorrad fahren, auf Firmenkosten ein zu einer Rundfahrt zu den schönsten Orten der Region Stuttgart – an einem Sonntagmorgen! Er fragte mich, ob ich an einem dieser verschiedenen Zielorte für seine Kunden und Hobbyfreunde eine gottesdienstliche Feier halten wolle. – Ich wollte. Und so kam es auf dem Rasen vor Schloss Solitude zu einem Bikergottesdienst mit ca. fünfzig Bikern aus ganz Baden-Württemberg. Das Glockenläuten durch kurzzeitiges Aufheulen der Motoren ersetzt,



das Singen ganz einfacher Ohrwurmlieder von schlichtem Liedblatt, eine Predigt in einfacher motorradverwandter Bildersprache, ein Segensgebet für verantwortliche Fahrweise und bewahrte Fahrt – war missionarischer Seelenservice an in der modernen Arbeitswelt beruflich hart geforderten Menschen. Und das in der größten Kirche der Welt – unter Gottes freiem Himmel.

Einem begeisterten Motorradfahrer (Biker), Kirchengemeinderat in einer Esslinger Gemeinde war es ein Herzensanliegen, die Mitglieder in seinem Bikerclub unter Gottes Wort zu locken. Mit einem kleinen Team lud er mich ein, einen Bikergottesdienst vorzubereiten. Als Gelände bot sich ein großer kirchengemeindeeigener Garten an. Befreundete Bikerclubs wurden eingeladen und eine Band/Musikgruppe, die bereit war, open air zu musizieren. Es rollten am sommerlichen Sonntagmorgen um 10 Uhr über 150 Motorräder an, teilweise mit Sozius hinten drauf – eine große fast durchweg nicht kirchlich sozialisierte „Gemeinde“. Wir feierten mit erregend sichtbarer innerer Beteiligung Gottesdienst, anschließend gab es

Heiße Rote und Getränke und dann waren verschiedene großartige Rundfahrten angeboten.

Alle freie Zeit dem Oldtimer

Ein ganz kirchlich gesonnener Fan von Oldtimern – vor allem Sammler von Ford-1910 – einer Böblinger Gemeinde war erfüllt von der Vorstellung, seine weitverstreut lebenden Oldtimerfreunde zu einem Oldtimertreffen – natürlich an einem Sonntag – einzuladen. Um dem Treffen einen Anfang und Akzent zu geben plant er einen Oldtimergottesdienst – am besten mit einer Segnung der Fahrzeuge so wie bei der Feuerwehr. Weil das Wetter unbeständig war, wurden große Zelte und Pavillons organisiert. Ich konnte mich „ins gemachte Nest setzen“ und situationsangepasst einen Gottesdienst halten – umringt von dutzenden herrlichster, fast „vergötzt gepflegter“ Oldtimer aus über 100 Jahren deutscher Automobilgeschichte. Anschließend erfolgte ein Segnungsrundgang an den großartigen Fahrzeugen vorbei mit ihren vielfach historisch gekleideten Besatzungen. Da wir keine Autos segnen, bekam jede Oldtimerbesatzung eine Segenskarte mit einem feinen Gebet – Marburger Medien machen es möglich.

Bei all diesen Gelegenheiten ernten wir vielfältig Dank für Zuwendung und „Seelennahrung“. Das Amt für Missionarische Dienste sammelt Termine für Biker- und Oldtimergottesdienste im Land und „bedient“ sie teilweise auch. Es werden in unserer Freizeitgesellschaft von Jahr zu Jahr mehr. Und wir erreichen tausende Menschen mit dem Evangelium.

angestoßen ...



Valentinstag – Liebe und Blumen

Ein ganz anderer Ort ist das weite Feld der Verliebten. In unserer Gesellschaft muss Geld verdient werden – verwerflich sein kann das nicht. So kamen Floristen auf die Idee, den Valentinstag, den 14. Februar, zu einem Event zu machen. Und tatsächlich – dieser Tag wurde in den letzten Jahren zu einem „Renner“ der Blumenleute – und der Verliebten, Verlobten und frisch Verheirateten. Was liegt näher, als diesen „Renner“ für die Weitergabe des Evangeliums zu nutzen. Durch die Arbeit auf den zahlreich aus der entsprechenden Geschäftslandschaft sprießenden Hochzeitsmessen entstand die Idee, den Valentinstag neben den Blumen zu einem Ort zu machen, wo wir Gott danken für die Fähigkeit zur Zuneigung, für die Liebe, die zur Eheschließung drängt, für gelingende Ehe und langwährende Treue.

Nach einem dreijährigen Modellprojekt unserer Landeskirche macht es nun Schule: Warum nicht am Valentinstag einen Fest-

abend feiern z.B. mit einem Sektempfang und anschließender gottesdienstlicher Feier, mit viel und guter Musik, Liebesliedern, Blumen usw. Der Gestaltungsfantasie darf freier Raum gelassen werden. Per adressiertem Brief kann man vom Pfarrbüro aus die letzten drei Hochzeitsjahrgänge und die Jubiläumspaare der Rosen-, Silber- und Goldhochzeit einladen. Wir werden zu diesem Abend sehr viele Menschen zum ersten Mal seit langer Zeit wieder in der Kirche sehen. Eine auch für Kirchenferne verständliche Predigt über einen der vielen Trautexte und ein segnendes Fürbittegebet für Verliebte und Verheiratete – das ist missionarischer Dienst an vielen inzwischen Außenstehenden.

Inzwischen gibt es erste Gemeinden, die zu einer Valentinswoche einladen: Ein Lernabend für gelingende Kommunikation, eine Weinprobe mit Schmankerl, ein thematischer Bibelgesprächsabend und ein Angebot zur Ehe- und Hochzeitsfestvorbereitung.

Hochzeits- und Herzens-Orte

Eine Folge der Hochzeits-, Familien- und Freizeitmessen ist die Beförderung der Vorstellung, dass Freundeskreise, Cliquen und Familienereignisse nur durch Eventkultur abfolgen und gelingen können. Für den Kindergeburtstag brauchen wir das Mercedes-Museums-Event; das Familientreffen ist nicht mehr denkbar ohne Erlebnisgärtnerei mit Barfuss-Parkour und Planwagenfahrt etc. Und eine Hochzeit braucht die romantische Kirche, Burg und Schloss, Schiff und Event-Floß, Hochgebirgskapelle mit romantischem Wellness-Berghotel und dergleichen.

Evangelische
Sammlung
in Württemberg



Christliche Maßstäbe für politisches Handeln – eine Herausforderung

Ministerpräsident a.D.

Dr. Günther Beckstein

Herzliche Einladung zur
Landesversammlung 2011

Stuttgarter Landtag
Konrad-Adenauer-Str. 3
Samstag, 7. Mai 2011, 16 Uhr

Program m

Samstag, 7. Mai 2011

16.00 Uhr	Landesversammlung mit Bericht des Vorsitzenden
17.00 Uhr	Vortrag
18.00 Uhr	Imbiss
18.30 Uhr	Aussprache
19.30 Uhr	Abschluss

Eine Anmeldung ist nicht erforderlich

Ministerpräsident a.D. Dr. Günther Beckstein

Christliche Maßstäbe für politische Handeln – eine Herausforderung

„Im Bewusstsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen von dem Willen beseelt, als gleichberechtigtes Glied in einem vereinten Europa dem Frieden der Welt zu dienen, hat sich das Deutsche Volk kraft seiner verfassungsgebenden Gewalt dieses Grundgesetz gegeben. (Präambel des Grundgesetzes 23.05.1949)“

„Ich glaube, wir müssen jetzt sehr deutlich machen, dass es nicht darum geht, eigene Machtvorstellungen oder gar Machtarroganz durchzusetzen. Stattdessen heißt „Minister“ ja „Diener“; der Dienst am Gemeinwesen muss wieder in den Mittelpunkt gestellt werden: Was ist notwendig, um ein Land zu ordnen? Was ist notwendig, um eine möglichst gute Zukunft für die Menschen zu erreichen? Wir müssen also eine Ordnung, einen Rahmen vorgeben, in dem sich die Menschen dann bestmöglich entfalten können. Und wir müssen daran arbeiten, uns selbst in den Dienst zu stellen. Die Politik muss auch ganz bewusst möglichst viele Anregungen aufnehmen von den Menschen. Das ist die Aufgabe, die wir zu erledigen haben. Sie bedeutet, dass ein Politiker die Bereitschaft haben muss, für andere zu arbeiten. Er darf auf keinen Fall sich selbst egozentrisch in den Mittelpunkt stellen. Das muss meiner Meinung nach die Aufgabe von Politik insgesamt sein.“ (Günther Beckstein in BR-alpha-Forum, 24.11.2008)

Dr. Günther Beckstein

* am 23. November 1943, verheiratet, 3 Kinder, selbstständiger Rechtsanwalt, seit 1974 Mitglied des Landtags, früher langjährige Tätigkeit im Bereich der evangelischen Jugendarbeit sowie im CVJM, seit 1991 Mitglied im Parteivorstand der CSU, 1988 - 1993 Staatssekretär im Bayerischen Staatsministerium des Innern, 1993 - 2007 Staatsminister im Bayerischen Staatsministerium des Innern, 2001 - 2007 stellvertretender Ministerpräsident, 2007 - 2008 Bayerischer Ministerpräsident, seit Dezember 1996 Mitglied der Evangelischen Landessynode in Bayern, seit Mai 2009 Mitglied und stellvertretender Präses der Synode der Evangelischen Kirche Deutschlands.



Die Landesversammlung wird gemeinsam veranstaltet mit dem EAK (Evangelischer Arbeitskreis) der CDU/CSU

Kontakt:

Geschäftsstelle der Evang. Sammlung in Württemberg
 Renate Klingler
 Gabriel-Biel-Platz 2 · 72574 Bad Urach
 Tel. 07125-9467228
 Fax 07125-9467221
 E-Mail evangelische.sammlung@kirche-ev-badurach.de

Normalerweise werden von landeskirchlichen Pfarrern solche Wunschorttrauungen mit Wunschortfesten abgelehnt – den maximalen Aussage-Supergau lieferte mir eine Pfarrkollegin: „meine Kirche ist doch keine Hochzeits-Deco“. Das Brautpaar ging zutiefst enttäuscht zu einem „Freien Theologen“, der nach einem Gespräch mit ihnen sie dann zu mir schickte – alle Achtung. Unsere landeskirchliches Denken ist vielfach inzwischen so „hochkirchlich entartet“, dass der spirituell bereite und suchende Mensch meint, nur mehr bei „Freien Theologen“ oder in charismatisch ausgerichteten Event- bzw erlebnisorientierten Freien Gemeinden seinen Bedarf befriedigen und seinen Hunger stillen zu können.

Hat die Missionsarbeit des Apostels Paulus damit begonnen, zuerst ein gotisches Kirchengebäude zu errichten, dann Pfarrer einzusetzen, diese dann hochkirchlich-liturgisch zu schulen und sie dann erst Gemeindebrief druckend auf sauber parochial abgegrenzte Missionsarbeit zu schicken?

Nein! Paulus ging in der Nähe von Philippi an eine „urig-romantische-open-air-Gebetskapellen-Bucht am hübschen Flüschen mit Frauenclique“, um der Lydia die Chance zu geben, das Wort Gottes so zu hören, dass ihr das Herz aufging (Apg 16, 13-15).

Zusammenfassung:

Wir müssen nicht gleich nach Tunesien und Ägypten gehen – unsere kommunale Gesellschaft in unserem Württemberger Land reicht: Es ist ein Rumoren zu verspüren. Man redet von Vertrauensverlust in die Politik, Resistenz der vermeintli-

chen Mächtigen gegenüber Bürgerbegehren und Bürgerbeteiligung. Aus dem politischen System austreten kann man nicht, dann also wenigstens aus der Kirche. Wir als verfasste Landeskirche laufen Gefahr, unsere missionarische Seelsorge-Fähigkeit zu verlieren.

Wir haben es mit einer in eine hart bandagierte Arbeitswelt eingebundenen Generation zu tun, die von Effizienzforderung, Laptop und emailfähigem BlackBerry und gnadenlosen permanenten Personalbeurteilungen eingeschnürt ist.

Diese „Geknechteten“ sehnen sich danach, dass ihnen ohne hochkirchliche Barrieren und ohne landeskirchlich verordnete Unnahbarkeit ein naher Heiland gepredigt wird – und dieses dort, wo es so individuell schön ist, dass sie atmen können und ihr Herz die Chance hat, aufzugehen. Dieser schöne Ort ist immer weniger der wohlgeordnete Sonntagsgottesdienst um 10 Uhr. Talar und schlichte biblische Botschaft stehen nicht zur Disposition – im Gegenteil. Unser hochkirchlich entartetes und parochiales Denken ist es, die Not macht. Wir werden als nicht mehr hörbar empfunden für den spirituellen Bedarf, der eben nun mal immer mehr an anderen Orten und zu anderen Terminen sich regt, als in landeskirchlichen Ordnungen vorgesehen ist. Wenn wir schon den Trend zu einer Freizeit- und Eventgesellschaft beobachten, dann sollten wir darüber nicht moralingeschwängert die Nase rümpfen, sondern mit frischem Mut und persönlicher Lust die missionarischen Chancen entdecken – und auch unsere kirchlichen liegenschaftlichen Recourcen nutzen, damit wir „möglichst viele gewinnen“.

Daniel Hörsch

Sozialwissenschaftlicher Referent,
Stuttgart

Kompetent für die Mission in der Region

- das EKD-Reformzentrum für Mission in der Region stellt sich vor

Was ist das „EKD-Reformzentrum für Mission in der Region“ (ZMiR)?

Wir sind eine Einrichtung der Evangelischen Kirchen in Deutschland (EKD). Zusammen mit anderen neu gegründeten Zentren versuchen wir, die Umsetzung der Ziele zu unterstützen, die für den Reformprozess der EKD in der Programmschrift „Kirche der Freiheit“ festgehalten worden sind.

Auf der EKD-Synode in Leipzig 1999 hat sich die evangelische Kirche ihres missionarischen Auftrages neu vergewissert: Kirche hat nicht nur die Aufgabe der Mission, Kirche ist ihrem Wesen nach Mission. Das ZMiR will helfen, danach zu fragen, wie die verschiedenen Landeskirchen unter ganz unterschiedlichen Bedingungen und mit ganz unterschiedlichen Prägungen dieser Aufgabe nachkommen können.

Unser besonderes Augenmerk gilt dabei der Region als einer bisher noch zu wenig entdeckten Bezugsgröße kirchlichen Handelns. Regionalisierung ist kirchlich eher ins Gerede gekommen und ist oft mit negativen Erfahrungen bei den Beteiligten behaftet:

schwierige Fusionsprozesse, längere Wege und Ausdünnung der Präsenz vor Ort in den Gemeinden, Verzicht auf Nähe, Sparzwänge, die Zwangsvergemeinschaftungen vor Ort verursachen. Die Potentiale von „Region“ werden vor lauter Negativem kaum noch wahrgenommen.

Das ZMiR hat insgesamt fünf Jahre Zeit, um anhand der Begleitung und Entwicklung konkreter, exemplarischer Projekte missionarische Blaupausen zu entwickeln, die in möglichst unterschiedlichen Regionen Deutschlands eingesetzt werden können. Das ZMiR stellt sich den mentalen, sozialen und kulturellen Herausforderungen in ihrer ganzen Vielfalt und Unterschiedlichkeit.

„Region“ und „Mission in der Region“ sind dabei für uns Inbegriffe der Wandlungen der modernen und postmodernen Lebenswelt und markieren die Herausforderungen, vor denen kirchliches Handeln und eine veränderte Kommunikation des Evangeliums stehen.

Region als Nachbarschaftsregion, etwa in „meinem“ Stadtteil, Region als Identitätsstiftender Raum mit gemeinsamer Sprache, verbindenden Traditionen und Überzeugungen, aber auch das Internet

und seine kulturellen Räume, angefangen von seinen sozialen Netzwerken, bis hin zu wirtschaftlichen Strukturen und Formierungen von Arbeitswelt, schließlich mentale Regionen als Vorstellungsräume, in denen Menschen beheimatet sind. Wie kommuniziert Kirche die beste Botschaft aller Zeiten: die Botschaft Jesu von Gott als liebendem, uns unbedingt annehmenden, barmherzigen Vater in diese „Regionen“ und Lebenswelten hinein?

Wovon wir überzeugt sind

Mission ist nicht nur nötig, sie ist auch möglich, auch unter den erschwerten Bedingungen einer sich fortschreitend säkularisierenden, multikulturellen und multi-religiösen Gesellschaft.

Die Kirchengemeinden bleiben das Rückgrat von Volkskirche, in den südlichen und westlichen Landeskirchen eher mehr, in den nördlichen und östlichen Kirchen eher weniger. Sie bilden das missionarische Rückgrat von Kirche, mit dem sie in einzigartiger Weise weithin in der Fläche präsent ist. Aber es gibt schon jetzt auch weite Gebiete, in denen sich Kirche aus der Fläche zurückgezogen hat; in denen die Kraft nicht mehr reicht, flächendeckend präsent zu sein; in denen oft nur noch eine ausgedünnte volkscirchliche Struktur existiert. Wir müssen damit rechnen, dass im Lauf der Zeit auch für sogenannten „funktionierende“ Volkskirchen diese Tendenzen zu einer Herausforderung werden. Wie ist unter diesen Umständen zu reagieren? Wie können wir den Wandel mit den vorhandenen, immer noch beachtlichen personellen und finanziellen Ressourcen gestalten, statt nur Rückzug und Mangel zu verwalten?

Hier kommt der Gesichtspunkt „kirchliches Handeln in der Region“ ins Spiel.

Wir müssen Antworten finden auf die tiefgreifenden Wandlungen unserer Gesellschaft. Kirchengemeinden mit ihren Gotteshäusern als Mittelpunkt. Kirchen als territoriale Größen im Nahbereich und konkreten Lebenszusammenhang der Menschen, mit einem fix an einem Ort und zu einer bestimmten Zeit stattfindenden Angebot - das sind, vor allem in den großen Städten, Strukturen, auf die sich immer weniger Menschen einlassen, eben auch weil sie an ihrer Lebenswirklichkeit vorbeiziehen. Die Trennung von Freizeit-, Arbeits- und Wohnwelt, die Berufstätigkeit weiter Teile der Bevölkerung an Wochenenden und am Abend und in der Nacht; die hohe Flexibilität vieler Menschen und der Netzwerkcharakter von Beziehungen, die elektronische Welt, die zu ganz anderen als den traditionellen territorialen Räumen führt - all das fordert uns auch als Kirche heraus und lässt uns danach fragen, wie in neuer und veränderter Weise Kirche in den Lebenszusammenhängen der Menschen präsent sein kann.

Was unsere Ziele sind

Aus dieser Analyse unserer Situation und der sich ergebenden Aufgaben und Herausforderungen ergeben sich die Ziele, denen unser Arbeiten verpflichtet ist: Wir arbeiten daran, dass die Perspektive „Region“ immer mehr Freunde und Anhänger gewinnt. Wir bearbeiten die Fragen, Anfragen und Hindernisse, die sich der „Region“ als ergänzender kirchlicher Handlungsperspektive in den Weg stellen.

Wir werben dafür, dass der Blick kirchlicher Verantwortungsträger nicht nur so weit reicht, wie die Grenzen der Kirchengemeinde. Wir plausibilisieren die Chancen einer Zusammenarbeit von Kirchen und Christen auf regionaler Ebene in Zeiten knapper werdender Ressourcen.

Wir arbeiten daran mit, dass Menschen und Gemeinden erkennen, wie unterschiedlich die Lebenswelten der Menschen in einer nachmodernen Gesellschaft sind und wie sinnvoll es ist, dass Kirche in der Region verschiedene Gestalten annimmt, um den Menschen in ihren unterschiedlichen, pluralen Milieus und Mentalitäten zu begegnen.

Wir sammeln und sichten, welche Gestalten von Kirche sich bisher schon eingerichtet und auf die vielfältigen Bedürfnisse der Menschen eingestellt haben. Wir arbeiten an einer Konzeption, einer Vorstellung und einer Vision von Kirche, die nicht mehr nur Kirchengemeinde ist, sondern Parochie noch einmal anders, umfassender versteht: als territorialer, mentaler, kultureller Raum, in dem Menschen in sehr vielgestaltiger Weise mit dem Evangelium in Kontakt kommen (als Profilkirche und Personalgemeinde, als Citykirche und Kirche im ländlichen Raum; als Freizeitgemeinde und Gemeinde auf Zeit, als Netzgemeinde und Netzwerkgemeinde).

Um dieser Aufgabe gerecht werden zu können, arbeiten wir zunächst an Zwischenschritten, die wir erreichen wollen, um uns den übergreifenden Zielen zu nähern.

Dazu gehört etwa ein differenzierter Begriff von Region: Was alles kann unter „Region“ als einem umfassenderen kirchlichen Kommunikationsraum verstanden werden? Und wir bemühen uns um eine Typologie der verschiedenen Regionen: unter Aufnahme der sozialwissenschaftlichen Forschung, etwa der Demographie oder Städteforschung, differenzieren wir mehrere Typen von ländlichen und städtischen Räumen, fragen nach den besonderen Schwierigkeiten und Herausforderungen, vor die die jeweiligen Regionentypen Kirche und kirchliches Leben stellen. Wir stellen uns der Unterschiedlichkeit der verschiedenen Landeskirchen. Eine weitere Aufgabe ist schließlich die Berücksichtigung der unterschiedlichen theologischen und geistlichen Stile - von traditionell volkshochkirchlich über hochkirchlich, liberal und modern bis zu pietistisch und evangelikal.

Das alles geschieht natürlich nicht - nur am Schreibtisch, sondern vor Ort, in der Region. Wir schauen uns an, wo Christen und Kirchen schon miteinander die Kooperation in der Region suchen. Wir begleiten Kooperationen in der Region und werten das bisher Erreichte aus. Und wir suchen uns Partner, die mit uns zusammen Pilotprojekte in einem Neuland, ihrer Region, betreten. Im Zusammenspiel von Theorie und Praxis sollen Modelle entstehen, die dann übertragen und auch an anderer Stelle, in anderen Regionen, fruchtbar gemacht werden und hilfreich sein können.

Auch Schmutzkinder haben Träume

Fulbert Steffensky



Ich versuche, rechtsradikale Jugendliche zu verstehen, nicht, sie zu billigen. „Spiel nicht mit den Schmutzkindern, sing nicht ihre Lieder!“, hat Degenhardt in den 60er Jahren gedichtet. Ist nicht schon das Wort Schmutzkinder eine Verharmlosung des Problems? Die Schmutzkinder, die eigentlich sehr nett, wenn auch etwas schmutzig sind? Dagegen die aus der Oberstadt: arrogant, gut gewaschen, gut erzogen und auf guten Schulen? Die Arroganz der Oberstadt-Leute will ich nicht bestreiten. Ich bestreite nicht die Apartheidsinteressen der Oberstadtleute; die Apartheid, die für diese so apart ist. Sie stört ihre Interessen, ihre besseren Schulen, ihre saubereren Straßen und ihr besseres Einkommen nicht. Aber ich kann die Schmutzkinder nicht verharmlosen. Die Gewalt, die ihnen angetan wird, kehren sie um in eine Gewalt gegen alles. „Was wir hier zusammen machen?“, sagen Jugendliche aus Berlin. „Wir ziehen an einem Tag los, erstmal anständig saufen, und dann gehen wir klatschen. Irgendeinen Typen, der hier vorbeikommt. Zusammenschlagen, auseinandernehmen!“ Nein, ich habe keine Sympathie für sie, wenn sie Behinderte auf die Straße werfen; wenn sie Ausländer ihre Bierflaschen auf den Kopf schlagen und wenn sie Frauen anpöbeln. Zwar sind sie nicht so gefährlich wie die, die ihre Millionen in Liechtenstein verstecken. Das sind die größeren Verbrecher, aber die kleinen Verbrecher sind gefährlich genug. Ich billige

nicht ihren Kult der Kaputtheit. Ich billige nicht ihre Mystik der Gewalt. Ich billige nicht, wie sie sich erbärmlich aufplustern. Aber sie haben ein Recht darauf, dass ich etwas von ihnen verstehe.

Als Erstes will ich verstehen, dass sie Menschen sind. Darum werde ich sie nicht Glatzen nennen. Ich werde nicht vom Abschaum der Menschheit sprechen. Wenn man jemanden eliminieren will, muss man ihm zuerst den Menschennamen absprechen, wie die Nazis die Behinderten erst Minusvarianten genannt haben, ehe sie vernichtbar waren; wie sie die Juden erst Parasiten am Volkskörper genannt haben, ehe sie erstickt wurden. Man kann nicht ohne weiteres physisch ausrotten. Man muss erst eine Sprache erfinden, die die Ausrottung selbstverständlich macht und rechtfertigt.

Ich will verstehen, dass sie Menschen sind; dass sie bluten, wenn man sie sticht; dass sie sich verlieben können; dass sie einsam sein können und Zahnschmerzen haben wie alle anderen auch. Die erste Tötungshemmung besteht in der Erkenntnis, dass der andere ist, wie ich selber bin.

Ich will das Verhalten der jungen Menschen verstehen, die mir so fremd sind. Ich will gegen mein eigenes Herz eine Lesart ihres Verhaltens versuchen, die sie nicht der Vernichtung und der Verachtung frei gibt. Ich versuche ihr Verhalten wie verstümmelte Wünsche zu lesen. Ist das naiv und blind? Besser jedenfalls scheint mir diese lebenserhaltende Blindheit als eine vernichtungssüchtige Hellsichtigkeit. Wie lese ich ihre Wünsche?

Ein erster Wunsch: Sie wollen zur Kenntnis genommen werden. Darum plustern sie sich so auf, sind laut, tun sich so erbärmlich dicke, und darum ärgert man sie, wenn man sie nicht beachtet. Sie wollen Aufmerksamkeit erregen. Es ist dies ein Grundwunsch an das Leben, sichtbar zu sein und gesehen zu werden. Niemand will im Schatten versteckt bleiben. Man ist auch, sofern man gesehen und wahrgenommen wird. Was aber wird aus Menschen, deren Existenz zu unbedeutend erscheint, als dass man sie beachtet? Sie verkümmern und wissen selbst nicht mehr, wer sie sind, oder sie nehmen sich gewaltsam die Öffentlichkeit, die man ihnen verweigert.

Ihr zweiter Wunsch: Sie wollen irgendwo hingehören. Darum machen sie sich einander so ähnlich. Sie sprechen eine ähnliche Sprache, sie kleiden sich ähnlich; sie statten sich mit erbärmlich ähnlichen Symbolen aus: mit Springerstiefeln, mit klirrenden Ketten, mit Frisuren, an denen sie sich erkennen; sie sind an ähnlichen Orten zu finden,

sie denken ähnlich über die Gesellschaft, die Schulen, die Arbeit, die Frauen und die Fremden. Sie wollen Zugehörigkeit. Das ist einer der verständlichsten Wünsche. „Allein bist du klein“ ist nicht nur eine politische Wahrheit, es ist eine Menschheitswahrheit. Wir sind nicht dazu geschaffen, in einsamer Meisterschaft mit uns selbst fertig zu werden. Was aber, wenn die Orte der Zugehörigkeiten zerfallen? - Die Familien, das Dorf, der Stadtteil, die Solidaritäten am Arbeitsplatz. Was ist, wenn Menschen keinen Ort haben, an dem sie den Trost und die Solidarität von anderen erfahren? Was, wenn sie keine anderen mehr finden, für die sie leben und sich einsetzen können?

Ihr dritter Wunsch: Sie wollen sich fühlen. Der Wunsch nach Sensation und der Wunsch, sich selber zu fühlen, sind eine Grundabsicht, die man in den Szenen - auch in den religiösen - ständig trifft.



Unsere Lebensräume in dieser Ersten, wohlhabenden Welt sind erfahrungsarm geworden, es sind temperierte Räume. Wir werden kaum einmal bis auf die Haut nass. Wir sind nicht bedrängt von Kälte und Hitze. Wir wissen kaum noch, was Hunger und

Durst sind. Wir wissen nicht mehr, was eine Dunkelheit ist, bei der man die Hand vor den Augen nicht sieht. Man erfährt kaum eine vollkommene Stille. Vermutlich sind auch unsere erotischen Erfahrungen gedämpfter, als sie früher waren. Wir erleben wohl weniger Glück und weniger Verzweiflung als in jenen Zeiten, in denen Menschen schutzloser waren gegen die Natur und gegen sich selber. Vielleicht bezahlen wir den Fortschritt der Freiheit und des Behagens mit einer Art narkotischem Gefühl der Welt und dem Leben gegenüber. Dies dürfte einer der Gründe sein, warum Menschen dazu drängen, sich selber zu spüren, zu erleben und mit sich zu experimentieren. Darum ist die Musik laut bis zur Unerträglichkeit. Darum saufen viele bis zur Fühllosigkeit, experimentieren mit Drogen und vielen Formen der Selbstverstümmelungen. Darum sind sie bereit, zu schlagen und geschlagen zu werden.

Ein vierter Wunsch: Sie wollen einen Namen haben und wissen, wer sie sind. Sie wollen sich selber und vor anderen kenntlich sein. Jeder Mensch hat das Recht, sich selber zu kennen und von anderen erkannt zu werden. Es gibt seit Alters her eine äußerst fragwürdige und gefährliche Methode, sich selber und anderen zu erklären, und zwar durch die Gewalt, die man ausübt; zumindest durch die Erinnerung an die Gewalt, die man ausgeübt oder erlitten hat. Ich gehe durch unsere Städte und lese die Straßennamen! Wie viele Straßen sind Erinnerungen an Gewalt: Die Waterloo-Plätze; die Sedan-

straßen, die Roonstraßen, die Hindenburgstraßen. In Straßennamen erklären sich Kommunen, was ihnen wichtig ist, und damit, wer sie sind. Gewalt als Mittel der Selbstdefinition! Das Theologische Institut in Hamburg liegt an der Sedanstraße. Unsere Studierenden hatten ein gutes Gespür, als sie auf dem Höhepunkt der Friedensbewegung beim Ordnungsamt beantragten, Sedanstraße in Sesamstraße zu verändern. Gewalt hat selbstdefinitorischen Charakter. Junge Menschen sagen sich, wer sie sind, indem sie sich sagen, wen sie schlagen, beleidigen und besiegen können. Diese Mystik der Gewalt ist nicht neu. Sie hat eine lange Tradition in unseren Ländern. Aber das entschuldigt sie nicht und macht sie nicht besser.

Was kann sich ändern? Präventionsprogramme, Erziehungsprogramme, Integrationsprogramme werden, so notwendig sie sind, keine Lösung sein, wenn die Gesellschaft nicht eine andere wird. Wir sind in einer Kirche, und ich erinnere an einen religiösen Text, an Jesaja 58. Sinn und Recht, Lebbarkeit des Lebens und Gerechtigkeit sind dort miteinander verbunden. Das Versprechen für das Volk, das den Hungrigen sein Brot bricht, das die Nackten bekleidet und das die Unbehausten beherbergt, wird genannt: „Dein Licht wird hervorbrechen wie die Morgenröte, und deine Heilung wird schnell voranschreiten [...] Dein Licht wird in der Finsternis aufgehen [...] Du wirst rufen, und der Herr wird dir antworten. Du sollst einen Namen haben, du sollst heißen: der die Risse zumauert und die Wege ausbessert, dass man da wohnen kann.“ Diesem Volk, das das Recht liebt und übt, wird ein bewohnbares Land mit einer bewohnbaren Sprache versprochen. Es wird nicht mehr in Sinnlosigkeitsgefühlen ersticken, seine Jugend wird nicht in Zynismus versinken. Sie wird sich nicht mehr des Mittels der Gewalt bedienen, um sich selber zu fühlen und sich zu sagen, wer man ist. Eine lesbare Welt wird versprochen, eine helle Welt; eine Welt, in der die Rufe der Menschen nicht im Nichts verhallen; eine Welt die einen Namen, einen inneren Zusammenhang hat und die für die Subjekte einsichtig ist. „Du sollst heißen: der die Risse zumauert und die Wege ausbessert, dass man da wohnen kann.“ Ein solches Land braucht kein künstliches Nationalbewusstsein. Es braucht keine Denkmale als Erinnerung an sich selbst und an die eigene Stärke. Sein Stolz wächst, und es wird innerlich bewohnbar, wenn es äußerlich bewohnbar geworden ist, wenn das Leben dort für alle einsichtig und lebbar ist.

Die Konstruktion einer Gesellschaft lehrt Jugendliche Normen, indem sie sehen, nach welchen Normen gehandelt wird. Die Anthropologie einer Gesellschaft besteht zunächst nicht in Sätzen und Theorien über Mensch und Gesellschaft. Sie ist Gestalt geworden in der Art, wie unsere Kindergärten, Schulen, Gefängnisse, Altenheime,

Stadtteile eingerichtet und erbaut sind. Was eine Gesellschaft von Kindern hält, das sagt sie nicht nur in ausdrücklichen Sätzen. Sie sagt es viel folgenreicher und einprägsamer darin, wie viele Spielplätze und wie viele Parkplätze sie vorsieht; wie viel Luft zum Atmen und wie viel genießbares Wasser sie ihren Kindern lässt und für sie vorsieht. Wer die Kinder sind; was sie von sich selbst zu halten haben; ob sie dem Leben vertrauen können, das lernen die Kindern nicht zuerst von Lehrern und aus Büchern.

Sie lernen es daraus, wie die Welt für sie eingerichtet ist. Der Zustand einer Gesellschaft bildet. Er arbeitet an den inneren Bildern von Menschen, an ihrem Lebensvertrauen, an ihrer Hoffnungs- und Handlungsfähigkeit; an ihrer Lebensfreude. Oft kommen alle philosophischen und religiösen Sätze und Lehren zu spät gegen die gewaltigen Lehren, die das Leben selber sie gelehrt hat. Das Recht für die Nackten, die Brotlosen, die Hauslosen in einer Gesellschaft ist zugleich das Buch, in dem sie ihre eigene Sinnhaftigkeit, ihre Lebenszuversicht und ihre Hoffnung liest. Gerechtigkeit bildet Sinn. Barmherzigkeit ist die in den Institutionen übersetzte Lehre von der Lebbarkeit des Lebens.

Unsere jungen Menschen und wir alle brauchen Brot und die äußeren Mittel zum Leben - und wir brauchen mehr. In einem Gedicht aus Kuba heißen zwei Zeilen:
Gestillt werden kann der Hunger nach Brot, Grenzenlos ist der Hunger nach Schönheit.

Lebensschönheit: Einen Namen zu haben und kenntlich zu sein. Menschen zu kennen, für die man stehen kann und die für einen stehen. Sein Leben an etwas Sinnvolles verschwenden zu können. Stark zu sein, und nicht vom Leben überrannt werden. Lebendig zu sein und nicht in narkotischer Dumpfheit zu vegetieren. Auch Schmuttelkinder träumen ihre verqueren Träume von der Schönheit des Lebens.

Gestillt werden kann der Hunger nach Brot,
Grenzenlos ist der Hunger nach Schönheit.

*Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus:
Fulbert Steffensky, Der Schatz im Acker,
Radius Verlag 2010*



Maike Sachs

Erwachsen glauben - Ein Handbuch für Sie



Glaubenskurse, Theologiekurse und Bibelkurse sollen Schritt für Schritt zu einem selbstverständlichen Regelangebot in Gemeinden, in Bildungszentren, an Akademien und in Einrichtungen der Diakonie ausgebaut werden. Sie sollen in Zukunft sozusagen ein Markenzeichen kirchlicher Arbeit sein. Wie das möglich ist, stellt das Handbuch ERWACHSEN GLAUBEN dar, das im Gütersloher Verlag erschienen ist.

Die evangelischen Pfarrämter in unserer Landeskirchen erhalten dieses Buch kostenlos zusammen mit einem württembergischen Regionalteil. Für ehrenamtlich Kursleitende, gewählte Kirchengemeinderatsvorsitzende und andere hat das Amt für missionarische Dienste 500 weitere Exemplare bestellt. Das Handbuch kann aber auch problemlos über den Buchhandel bezogen werden, den Regionalteil gibt es über das Sekretariat des Amtes.

Mit dem Handbuch erhalten Sie Einblick in theologische und didaktische Überlegungen, in das Verhältnis von Mission und Bildung, Sie bekommen Hilfestellung für eine milieusensible Arbeit mit Kursen zum Glauben und lesen von Erfahrungen aus der Praxis an verschiedenen kirchlichen Lernorten. Eine überschaubare Anzahl von neun Kurskonzepten, die unterschiedliche Ansätze widerspiegeln, wird ausführlich beschrieben. Es sind Kurse, die schon viele Jahre durchgeführt wer-

den wie Stufen des Lebens, Spur 8, Spiritualität im Alltag, Alpha, Emmaus, Expedition zum Ich oder Zwischen Himmel und Erde, aber auch Kurse, die erst im Zusammenhang der Initiative ERWACHSEN GLAUBEN entstanden sind. Der Regionalteil ergänzt das Kursangebot und bietet eine Liste von beratenden Einrichtungen.

Das Handbuch enthält auch eine DVD mit dem Film "Meine GLAUBENSexKURSION". Der Film begleitet einen Kirchengemeinderat von den Fildern in vier Städte in Ost und West, in Gemeinden und Einrichtungen, und vermittelt lebendige visuelle Eindrücke von der ganzen Bandbreite der Arbeit mit Kursen zum Glauben. Dieser Film eignet sich hervorragend für einen ersten Einblick, aber auch als Anregung, einmal neue Wege zu beschreiten.

In den kommenden Jahren wird sich die "Kurs-Landschaft" sichern verändern, so dass eine Aktualisierung der Inhalte des Handbuchs erforderlich wird. Über die Homepage der Initiative www.kurse-zum-glauben.org können Sie sich registrieren und kommen dann in den Genuss von Ergänzungslieferungen zum Handbuch.

*Informationen, Nachfragen
und Bestellungen bei
Pfarrerin Maike Sachs,
maike.sachs@elk-wue.de,
Tel.: 07122/825884.*

Adressen der Autoren:

Johannes Bräuchle
Mövenweg 57, 70378 Stuttgart
johannes@braeuchle.eu

Daniel Hörsch
Vogelsangstr. 62, 70197 Stuttgart
hoersch@zmir.de

Maike Sachs
Gänshornstr. 11, 72813 St. Johann
maike.sachs@elk-wue.de

Werner Schmückle
Dürnauer Weg 26, 70599 Stuttgart
Werner.schmueckle@arcor.de

Herausgeber: Evangelische Sammlung in Württemberg e.V., Gabriel-Biel-Platz 2, 72574 Bad Urach
Internet: www.evangelische-sammlung.de

Vorsitzender: Pfarrer Werner Schmückle, Dürnauer Weg 26B, 70599 Stuttgart-Birkach
Stellvertretende Dekan i.R. Hartmut Ellinger, Lieschingstr. 12, 70567 Stuttgart
Vorsitzende: Pfarrerin Elke Maihöfer, Justinus-Kerner-Str. 2, 72070 Tübingen
Geschäftsstelle: Renate Klingler, Gabriel-Biel-Platz 2, 72574 Bad Urach,
Tel. (07125) 94 67 228, Fax (07125) 94 67 221,
E-Mail: evangelische.sammlung@kirche-ev-badurach.de
Bestellung weiterer Exemplare des Rundbriefes bei der Geschäftsstelle

Redaktionskreis: Werner Schmückle (V.i.S.d.P.), Hartmut Ellinger, Hans-Dieter Frauer,
Renate Klingler, Elke Maihöfer
Der Rundbrief erscheint viermal jährlich

Konto: Evangelische Sammlung in Württemberg
Evang. Kreditgenossenschaft Stuttgart (BLZ 520 604 10) Kto 414 271

Rechner: Günter Wohlfarth, Thomas-Mann-Str. 28, 73655 Plüderhausen

Layout/Satz: ART OFFICE, Martin Lang, Pliezhausen

Fotos: privat

Druck: Grafische Werkstatt der BruderhausDiakonie, Reutlingen